



Hajo Steinert

Der Liebesidiot

Roman

Knaus



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Munken Premium liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © 2015 beim Albrecht Knaus Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-8135-0429-3

Printed in Germany

www.knaus-verlag.de

Lilo Steinert (1914–1976)

idio ... (griech. *ideos* >eigen<, >eigentümlich<), Wortbildungselement mit den Bedeutungen: 1. eigen, selbst, z. B. idiochromatisch; 2. eigenartig, spezifisch, z. B. Idiom.

Idiogamie (zu griech. *gamein* >heiraten<), *die*, –, besondere psych. Disposition, sexuellen Verkehr nur mit ein und derselben Person ausüben zu können.

Idiolatrie (zu griech. *latreía* >Gottesdienst<), *die*, –, Vergötterung der eigenen Person.

Idiopathisch (zu griech. *Páthos* >Leiden<), Medizin: selbstständig und ohne erkennbare Ursachen auftretend (bei Krankheiten).

Idiosynkrasie (zu griech. *sýnkrasis* >Vermischung<), *die*, –/...si/len, 1. Medizin: abnorme, anlagebedingte Überempfindlichkeit (Allergie) gegenüber speziellen Stoffen aufgrund eines Enzymdefekts; führt zum Atopie-Syndrom.

2. Psychologie: hochgradige Abneigung oder Überempfindlichkeit eines Menschen gegenüber bestimmten Personen, Lebewesen, Gegenständen, Reizen, Anschauungen u. a.; äußert sich in erhebl. Abweichungen von durchschnittl. Reaktionsweisen, etwa im erot. Bereich als übersteigerte Form des → Autoerotismus.

Idiot, Der (russ. >Ideot<), Roman von F. M. Dostojewskij; russ. 1868

Idiotie (lat., von griech. *idiotes* >gewöhnlicher Mensch<, >Laie<, >Stümper<), *die*, –/... ti/len, Ideotismus, nicht mehr gebräuchl. Bez. für schwere → geistige Behinderung.

Idiot savant (*idijosa'va*, frz.), Person, die auf einem speziellen Gebiet (z. B. in Gedächtnisleistung) überdurchschnittl. Fähigkeiten aufweist, im Übrigen aber schwachsinnig ist.

BROCKHAUS

Studienausgabe, Leipzig 2001

Freitag, 18. Juni

Länge: 59.12

Guten Abend, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer. Mein Name ist Sigmund Seiler. Ich bin ein »Siegerländer« wie Sie. Mein besonderer Dank gilt unserer Physio- und Klangschalenthérapeutin sowie Beauftragten für den Bibliotheksdienst, Frau Rodenkirchen. Sie hat ein gutes Wort bei Professor Herrliberg, dem Direktor der Siegerlandklinik, eingelegt. Er hat mir den Vortrag des ersten Kapitels aus meiner unerhörten Liebesgeschichte, die wie jede Liebesgeschichte auch eine Krankengeschichte ist, erlaubt. Hoffentlich spreche ich laut genug. Unser Kreis ist überschaubar, wir brauchen kein Mikrofon. Stellen Sie sich vor, der Stängel im Väschen vor mir wäre eines, und das Glas wäre nicht mit Fachinger gefüllt, sondern mit Aperol Spritz. Ich verspreche Ihnen, es geht spritzig zu bei dem, was ich Ihnen von heute an, jeden Freitag um sieben nach dem Abendbrot, vorlesen darf. Vorausgesetzt, ich komme mit dem Schreiben oben in meinem Zimmer 527 so gut voran wie in der vergangenen Woche.

Ich weiß nicht, wie es dazu kam, dass sie vor mir an der Reihe war. Sie hatte sich nicht vorgedrängelt, ich war ihr nicht nachgestiegen, ich hatte sie noch nie im Leben gesehen, ich hatte ihre Stimme noch nie im Leben gehört. Sie stellte das Tablett auf die Ablage, reckte sich zum Wirt hinter der Theke und gab ihre Bestellung auf.

»Gyros mit Pommes frites und Krautsalat, bitte. Ohne Zaziki.«

Sie legte ihre Betonung auf das »oh« in »ohne« und nicht etwa, wie es die meisten täten, auf das »zi« in »Zaziki«. Ganz gleich, ob ihr der gegen Ende abfallende Satz nur so herausrutschte oder ob sie sich ihre Betonung vorher überlegt hatte – ihr Tonfall zeugte von einem gehörigen Maß an Sprachbewusstsein. Ihre von der Lautstärke her schüchterne, bis zum finalen »ki« sich senkende Stimme stand in einem reizenden Gegensatz zu ihrem einerseits angriffslustigen, andererseits wie von einem Angriff gezeichneten Äußeren.

Mein Blick fiel zuerst auf ihre Hochsteckfrisur. Die Small-Clip-Haarklammer aus dunkelbraunem Horn war nicht fest genug eingefügt worden, um die Flucht unzähliger Haare aus dem Gesteck zu verhindern. Hier und da zu Strähnen vereint, die meisten allerdings in wilder Vereinzelung, zogen sie hinab bis an den Ausschnitt ihres purpurroten Sommerpullis, einige ganz verwegene sogar darüber hinaus. Ihren Hals hätte ich von hinten mit beiden Händen, Daumenkuppe an Daumenkuppe, Mittelfin-

gerspitze an Mittelfingerspitze, umfassen können, ohne mit der Haut in Berührung zu kommen. So schlank erschien er mir.

Doch für solche Annäherungsversuche besitze ich nicht den Mut. Ich bin kein Draufgänger wie Hannes Zimba. Ich scheute mich, den Kopf für alle Herumstehenden sichtbar zu senken, um die Unbekannte von oben bis unten zu mustern, als hätte ich es mit einer Bewerberin zu tun. Wenn hier einer zur Bewerbung anstand, war ich es. Es wurde eine Bewerbung, deren tragischen Ausgang ich hätte voraussehen können. Das Unglück nahm sich meiner schon an diesem sonnendurchfluteten Ort an. Noch am selben Tag, zwölf Stunden später, erfüllte sich mein Schicksal unter dem Flutlicht des Mondes.

Mein Blick rutschte zu ihrer schmalen Taille hinunter. Gradlinig wie bei einem Knaben ging sie in die Hüfte über. Ich gehöre nicht zu den Männern, die das Kurvige mögen. Ihre Beine standen dicht nebeneinander. Trotzdem war zwischen den Oberschenkeln noch so viel Raum, dass ein hinter ihr Kniender hätte hindurchgucken können. Die ins Hellblaue hinein verwaschenen Bluejeans setzten deutlich unterhalb ihrer Hüftknochen an. Unter der rechten Pobacke, die in ihrem Umfang zu erfassen fünf weit auseinandergespreizte Finger gereicht hätten, war der Stoff schon so dünn, dass es nur eine Frage von zwei oder drei Waschgängen war, bis er reißen und die Haut durchscheinen würde. Zwischen dem Saum ihres

Pullis und dem Bund ihrer hautengen Jeans bot sich mir eine handbreite Lichtung dar. Mich ergriff die Vorstellung, wie glatt und fest ihre, wie mir schien, weniger vom Sonnenbaden als vielmehr von Natur aus sandbraun getönte Haut auch in anderen Regionen ihres Körpers sein musste. Die von keinem Gürtel durchzogenen Schlaufen forderten mich heraus: Komm, schieb einen oder zwei Finger in uns hinein und zieh uns an dich heran!

»Gyros mit Pommes frites und Krautsalat, bitte. Ohne Zaziki.«

Ihre sanfte Stimme eignet sich nicht für ein Rufen, Belehren oder Befehlen, zu Durchsagen von Bahnstationen im Intercity Express so wenig wie zu Aufforderungen im Flugzeug, die Tischchen vor sich hochzuklappen, den Sitz in eine aufrechte Position zu stellen und das Anschnallzeichen zu beachten. Auch nicht für Kommandos am Beckenrand. Anleitungen aus ihrem Munde zur stilvollen Absolvierung unserer täglichen Wassergymnastik in der Siegerlandklinik würden verschluckt im Hall des Bewegungsbads. Ihre Stimme käme gegen das Schwappen im Wasser nicht an und verebbte, noch ehe sie unsere Ohren erreichte, wenn wir in Rückenlage unsere Köpfe in den Nacken legen, der auf einer blauen Schwimmnudel ruht.

Wir werden von orangefarbenen Schwimmflügeln an den Oberarmen über Wasser gehalten, unsere Beine halten wir so lange wie es geht gestreckt. Unsere Zehen ragen senkrecht aus dem Wasser. Mit gepressten Lippen

schauen wir auf die schwungvoll gemalten Wolkenformationen an der Decke und führen mit unseren Händen unter Wasser kreisende Bewegungen im Uhrzeigersinn aus, um nicht unterzugehen. Wir tragen anstaltseigene Bademützen aus weißem, geriffeltem Gummi, um unser Trommelfell vor Lärm und einfließendem Wasser zu bewahren und die markante Stimme unserer Physiotherapeutin zu dämpfen. Wenn sie mit unserer Leistung zufrieden ist, überschlägt sich ihre Stimme vor Begeisterung wie die Stimme einer Fußballreporterin im Radio bei einem erfolgsversprechenden Spielzug.

Was mir vor der Theke im Casino des Media Centers in meine Gehörgänge floss, war nicht die Stimme einer Anleiterin oder Ansagerin. Auch keine Reporterstimme, auf dem Gebiet kenne ich mich aus. Ich bin Sprecher von Beruf und verdiene mein Geld bei Voice. Kein anderer Betrieb im Media Center beschäftigt so viele Mitarbeiter wie die größte Sprecheranstalt weit und breit. Das Media Center wird von den Einheimischen MC genannt. Mir gefällt der Klang dieser Abkürzung. Sie erinnert mich an einen englischen Sportwagen im Autoquartett meiner Kindheit. Das schnittige Modell wäre etwas für meinen Kollegen Hannes Zimba.

Ich fahre nur einen Lupo. Ich spreche langsamer als er und habe eine weiche Stimme. Ich spreche Werbetexte aller Art, nur nicht für die Automobilindustrie. Dafür ist meine Stimme nicht männlich genug. Sigrid Raschke fin-

det meine Stimme schön. Ihr sei schon bei meinem ersten Auftritt, sie sagte tatsächlich »Auftritt«, mein ausgesprochen intimes Verhältnis zum Mikrofon aufgefallen. Es übertrage sich, wenn ich in Form sei, auf meine Zuhörer. Sigrid Raschke muss es wissen. Sie ist meine Chefin. Wenn ich nicht in Form sei, klinge meine Stimme wie Süßholzraspeln. Ich muss aufpassen, im Wettbewerb der starken Stimmen nicht unterzugehen.

Es gibt allerdings Aufträge, denen meine weiche Stimme entgegenkommt. In meiner Freizeit betätige ich mich als Vorleser von Literatur. Ich fahre mit der Aktentasche voller Bücher auf dem Nebensitz von Lesekreis zu Lesekreis und bereichere mit meinen Rezitationen ausgewählter Kapitel die Diskussionen der Teilnehmer. Es sind in den meisten Fällen Teilnehmerinnen. Eine ZuhörerIn flüsterte mir einmal zu, ich hätte eine erotische Stimme. Ich gab ihr mit einer Lesung aus *Tausendundeiner Nacht* Anlass zu diesem Kompliment. Darin nimmt ein junger Mann aus Mosul das Angebot seiner Freundin an, noch in derselben Nacht statt mit ihr mit einer anderen, einer von der Freundin selbst mitgebrachten »Dame«, zu »schlafen«. Mir liegen diese Geschichten. Sie sind in einem Ton mündlichen Erzählens geschrieben. Wenn ich an der entscheidenden Stelle an meine Lesebrille fasse und vom Buch aufschau, kommen meine Zuhörerinnen nicht umhin, an einen sexuellen Kontext zu denken. Im Original ist »schlafen« buchstäblich gemeint.

»Meine Freundin bemerkte, dass ich ein Auge auf die andere geworfen hatte und diese auch auf mich. ›Mein Liebster‹, fragte sie mitten hinein in das fröhliche Spielen und Lachen, ›findest du nicht, dass die Dame, die ich mitgebracht habe, schöner und auch geistreicher ist als ich?‹ – ›Ja, bei Gott!‹, antwortete ich. ›Möchtest du mit ihr schlafen?‹, fragte sie mich. ›O ja, bei Gott!‹, antwortete ich. ›Von mir aus gerne‹, sagte sie, ›sie ist heute bei uns zu Besuch, und ich bin ja immer hier.«

Obwohl es Fragen sind, die die reife Dame dem jungen Mann aus Mosul stellt, bleibe ich am Ende der Sätze mit meiner Stimme unten. So unterstreiche ich die Selbstverständlichkeit, mit der sie ihr großzügiges Angebot formuliert. Filmschauspieler, die sich als Vorleser zunehmend unter meinen Berufsstand mischen, machen sich nicht so viele Gedanken wie ich, bevor sie mit ihren Rezitationen beginnen. Sie lesen bei der Produktion von Hörbüchern ganze Romane ein. Selbst wenn ich in privaten Kreisen nur Auszüge zum Besten gebe, lese ich zur Vorbereitung des Auftritts das ganze Buch und bemühe mich, dem Autor, der es geschrieben hat, gerecht zu werden, indem ich ihm eine unverwechselbare Stimme gebe. Ich verstehe mich als »Schausprecher«. Das steht auch auf meiner Visitenkarte. Die Geschichten aus *Tausendundeiner Nacht* sind ein besonderer Fall. Ihre Urheber sind namentlich nicht bekannt. Das macht es mir leicht. Kein Autor kann gegen meine Interpretation der Sche-

herezade protestieren. Auch die Damen im Lesekreis taten es nicht.

Selbst bei der Produktion einer Dauerwerbesendung über das Fußpflegewunder »Pedilux« – mit Raspel plus Polieraufsatz aus rostfreiem Stahl – zur Befreiung von schmerzhaften, Haut und Strümpfe in Mitleidenschaft ziehenden Hühneraugen, Schwielen und Schrunden lese ich im Studio nicht einfach drauflos. Ich übe vorher zu Hause, auf welche Silben ich bei Formulierungen wie »Reinigungsbürste gratis« oder »mit integriertem Auffangbehälter« die Betonung lege. Ich überlege mir genau, ob ich zum Ende des Satzes hin die Stimme hebe oder senke. Vor der Aufnahme lese ich mir jeden Satz laut vor, bis er klingt, wie ich ihn klingen lassen will. Ich kann nichts dem Zufall überlassen. Ich habe nie Sprechunterricht genommen. Auch keinen Schauspielunterricht. Es ist ein Unterschied, ob ich, um bei den zwei Worten LAUT LESEN zu bleiben, die Betonung auf »laut« oder »lesen« lege. Meine Manuskripte sind gezeichnet von Unterstreichungen einzelner Silben von Wort zu Wort, Zeile zu Zeile, Seite zu Seite, Kapitel zu Kapitel. Ich habe mir eine Aussprachedatenbank auf meinen PC aufspielen lassen. Ich weiß genau, wie man Haruki Murakami ausspricht. Als einmal jener Filmschauspieler, der einen Roman des japanischen Bestsellerautors für einen Hörbuchverlag komplett einlesen durfte, in Begleitung von Hannes Zimba zu uns zum Sprechstammtisch kam und

über die Produktion erzählte, bewegte ich mich am Tre-
sen Meter um Meter von ihm fort, damit ich seine hau-
ruckhafte Betonung auf »ru« bei Haruki nicht weiter er-
tragen musste. Betonung auf »Ha«, abfallende Stimme
zum »ki« hin, bitte schön, so ist es korrekt. Ich traute
mich nicht, ihn zu verbessern, starrte am äußersten Ende
der Theke vor mich hin und schwieg für den Rest des
Abends.

Ich kenne Sprecher, die in dem Moment, da das Rot-
licht aufleuchtet und die Aufnahme startet, zum ersten
Mal auf das vor ihnen liegende Manuskript schauen.
Egal, welchen Schriftsteller man den Stars des Vorlese-
betriebs auch vorlegt, sie lesen immer alles gleich und
klingen folglich immer nur wie sie selbst. »Keine Varia-
tionskünstler, sie sind Wiederkäuer ihrer eigenen Stim-
men«, ergriff ich an einem Dienstagabend beim Spre-
cherstammtisch in unserer Stammkneipe Beim Franz
das Wort, als die Rede auf einen Fernsehkommissar kam,
der schon wieder ein Hörbuch mit dem Kriminalroman
eines amerikanischen Vollbluterzählers eingesprochen
hatte. Ich solle mich nicht so haben, konterte Hannes
Zimba, »ein rechter Sprecher liest, was ihm vor die Flinte
kommt!«

Ich selbst rezitiere nicht nur in Lesekreisen, sondern
auch auf Kommunionen, Konfirmationen, bei runden
Geburtstagen, Hochzeiten und Betriebsfesten. In der Vor-
weihnachtszeit trete ich für den Lohn einer Flasche Wein

und einen bunten Teller gerne in privaten Kindergärten als Nikolaus auf und lese vor. Hannes Zimba macht es, wenn er sich in der Öffentlichkeit sehen und hören lässt, nicht unter fünfhundert Zuhörern und tausend Euro Honorar. Er steht sogar als Moderator auf der Bühne. Erst neulich war er wieder bei einem Autosalon und kam mit Fotos von Hostessen in Bikinis auf Kotflügeln und Kühlerhauben zurück. Sie liegen auf der Seite, das betont ihre Hüften. Sie stützen ihren Kopf in die Handfläche und lächeln verzückt. Sie lächeln für Zimba. Verglichen mit solchen Galavorstellungen fallen meine Außeneinsätze eher glanzlos aus.

Einmal durfte ich einspringen. Hannes Zimba musste kurzfristig einen wichtigen Fernsehtermin wahrnehmen. Ich übernahm den Vortrag einer Grabrede aus berufständischer Perspektive. Der verstorbene Sprecherkollege war auf Synchronisationen von Werbefernsehsspots über Arzneien, Weinbrand und Lebensversicherungen spezialisiert. Die Witwe hatte mich noch nie vorher gesehen. Und ich die Witwe nicht. Ich wunderte mich, dass sie von mir vor dem Begräbnis keine Sprechprobe verlangte. Die Witwe steckte mir das korrekt in zweizeiligem Abstand getippte Manuskript kurz vor Ankunft des Trauerzugs an der letzten Ruhestätte wortlos zu. Ich kannte den verstorbenen Sprecher kaum und fühlte mich für das spontan in mich gesetzte Vertrauen geehrt. »MEINE STIMME IN GOTTES OHR«, sprach ich mir vor dem Grab, den Blick gen

Himmel gerichtet, selbst zu, in Abwandlung des Werbeslogans von Voice, der von UNSERE STIMMEN spricht.

Voice liegt auf der ersten Etage im Media Center. Es handelt sich beim MC um ein fünfstöckiges, ovales, voll klimatisiertes Gebäude mit einer geschwungenen Fassade aus getöntem Glas. Die umstehenden Gebäude spiegeln sich darin verzerrt. Das Casino liegt im lichten Erdgeschoss auf einer Ebene mit dem großzügig ausgemessenen Foyer und dem weitläufig angelegten, mit Kopfsteinpflaster mustergültig bepflanzten und von Baumreihen begrüneten Platz vor dem Gebäude. Weltoffen wie in einem Flughafenterminal finden hier selbst Rollatorpiloten und Rollstuhlfahrer Einlass. Die mindestens drei Meter hohen und noch breiteren Glaspforten öffnen und schließen sich bei jeder Annäherung und nach jedem Abschied lautlos und wie von selbst. Ins Media Center könnten zwei Rollstühle nebeneinander ein- oder ausrollen, ohne miteinander zu kollidieren, vorausgesetzt, man rast nicht so wie unser Herr Steinmüller. Seine sportliche Fahrweise hat sich in der Klinik herumgesprochen.

Wenn wir in unserer Siegerlandklinik nach dem Mittagessen Ausgang haben und alle, die Langsamen wie die Schnellen, die Humpelnden wie die Rollatorpiloten, die Rollstuhlfahrer wie die Krückenläufer, die Neuaufnahmen wie die Alteingesessenen, gleichzeitig ins Freistreben oder von unseren Ausflügen zurückkommen, gibt es selbst am Haupteingang ein gehöriges Geschiebe

und Gedränge. Ich selbst gelange immer als Erster nach draußen und komme als Letzter zurück. Herr Steinmüller hält sich nicht an die Hausordnung. Er rollt, was heißt rollt, er zischt mittags immer in den Siegerländer Hof ab. Herr Steinmüller isst auswärts. Auch im Erdgeschoss des MC kann es eng werden zur Mittagszeit. Wenn es Gyros gibt, kommen alle so früh wie es geht ins »Casino«, wie man die Kantine im Media Center nennt.

»Gyros mit Pommes frites und Krautsalat, bitte. Ohne Zaziki.«

Eine Stimme wie diese verströmt ihren süßen Klang, wenn sie nur an einen gerichtet ist. Vor einer Schar von Zuhörern ginge sie unter. Die beiden »z« in Zaziki rieselten ihr mit zwei weichen »s« von der Zungenspitze. Sie sagte nicht »Pommes« mit einem scharfen und aufgeblasenen »p« und zischendem »s«. Ihr »p« klang fast wie ein »b«. Sie sprach »Pommes« und »frites« wie die Franzosen aus, mit einem angedeuteten »e« am Ende von »Pommes« und einem langen »ie« in »frites«. Das Wort »Fritten« aus ihrem Munde – unvorstellbar. Menschen, die »Fritten« sagen, bediente ich, wäre ich in der Gastronomie angestellt, nicht persönlich. Wenn Susi »Pomm Fritz« sagt, korrigiere ich sie auf der Stelle. Susi ist sechzehn und meine einzige Tochter. Eigentlich heißt sie Susanne. Ihre Mutter wollte sie Eva nennen. Ich wollte, wie in meinem eigenen Fall, unbedingt eine Alliteration. Susi Seiler. Wie Sigmund Seiler.

Seit drei Jahren leben Susi und ich zu zweit unter einem Dach. Wir reden über alles. Ich nehme es mit ihr genau. Und sie nimmt es genau mit mir. Ich korrigiere ihre Aussprache, sie macht mich auf meine schlechten Manieren aufmerksam. »Man spricht nicht mit vollem Mund!«, so etwas sagt sie ausgerechnet mir. Wir nehmen unsere Mahlzeiten mindestens einmal am Tag gemeinsam zu uns. Susi hätte das auch bestellt: »Gyros mit Pommes frites und Krautsalat, bitte.« Allerdings mit Zaziki.

Der Casinowirt hinter der Theke aus Glas und Edelstahl beugte sich vor – seine weiße Kochmütze fest auf dem Kopf, ein Schweißfilm auf seiner Stirn – und hielt der vor mir Wartenden den Kopf seitwärts entgegen, so leise sprach sie. Beim Sprechen in ein Mikrofon müsste sie ganz nahe mit ihrem Mund herangehen, damit ihre Stimme Volumen bekäme. Auch wenn sie das »p« annähernd wie ein »b« ausspricht, müsste sie scharf am Mikrofon vorbeisprechen, damit es bei der Aufnahme nicht »ploppt«, wie es in der Fachsprache von Tontechnikern heißt. Sie mögen Worte wie Promi, Profi, Pommes, Pedilux, Pullover, Piloten, Pulli, Pop oder Purpur nicht. Dabei sind P-Worte die schönsten Worte überhaupt. Sollte mich Susi eines Tages, wie es heute Mode geworden ist, mit dem Vornamen anreden wollen, verbäte ich mir das. Sie möge mich weiter als denjenigen ansprechen, der ich am liebsten bin: »Papi.« So oft wie in den vergangenen Monaten hatte sie meinen Lieblingssatz noch nie aus-



Hajo Steinert

Der Liebesidiot
Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 288 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-8135-0429-3

Knaus

Erscheinungstermin: März 2015

Bekenntnisse eines Erotomanen

Nachdem seine Frau ihn verlassen hat, lebt Sigmund Seiler in einer festen Gemeinschaft. Mit seiner sechzehnjährigen Tochter Susi. In der Kantine des Media Center erliegt er der Stimme einer Frau vor ihm in der Schlange. Der Ton ihrer Essensbestellung trifft ihn wie Amors Pfeil. Als Sprecher von Beruf dem Hören verfallen, verfolgt er die Unbekannte auf Schritt und Tritt. Beim Versuch, sich der Angebeteten zu nähern, kommt es zur Katastrophe. Und so sitzt Seiler, geschlagen von einem Bandscheibenvorfall, in der Siegerlandklinik und liest den anderen Patienten Woche für Woche ein Kapitel aus seinem unerhörten Leben vor. Bis der Klinikdirektor ein Machtwort spricht.

Hajo Steinert schafft in seinem turbulenten Roman das bewegende Porträt eines Erotomanen, der nichts mehr sucht als die romantische Liebe, nachdem er genug hat von den sexuellen Experimenten der Vergangenheit.



[Der Titel im Katalog](#)